



Leseprobe

Demi Moore
Inside Out
Mein Leben

»Überraschend sind der Mut und die Offenheit, mit denen Demi Moore in 'Inside Out' ihr Leben ausbreitet.« *Stern*

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 336

Erscheinungstermin: 17. August 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Demi Moore ist seit Jahrzehnten ein Synonym für legendäre Filmrollen. Doch obwohl sie im Laufe ihrer Karriere zu einer der bestbezahltesten Schauspielerinnen in Hollywood wurde, kämpfte sie stets mit Zweifeln und Unsicherheiten, Sucht und Körperbildproblemen. Zuletzt machte sie vor allem durch Negativschlagzeilen über ihre Alkoholabhängigkeit und ihre Beziehung mit Asthon Kutcher von sich reden. Mit knapp 50 steht sie schließlich vor einem beruflichen und privaten Scherbenhaufen und leidet an gesundheitlichen Problemen. Wie konnte das passieren?

In ihrer Autobiografie dreht Demi Moore die Zeit zurück. Aufrichtig und nachdenklich erzählt sie von ihrer turbulenten und traumatischen Kindheit, die sie jahrelang verfolgte, ihren Ehen mit hochkarätigen Hollywood-Schauspielern und der komplizierten Beziehung zu ihrer Mutter. Auch gibt sie sehr persönliche Einblicke in ihre Arbeit am Set und ihren Kampf um Gleichberechtigung in der Filmbranche. Eine überraschend ehrliche und mitreißende Geschichte der Widerstandskraft, des Überlebens und der Hingabe – inklusive eines bisher unveröffentlichten farbigen Bildteils.

Autor

Demi Moore

Demi Moore ist Schauspielerin, Produzentin, Regisseurin und Aktivistin. Sie ist unter anderem bekannt für ihre Rollen in »St. Elmo's Fire«, »Nochmal so wie letzte Nacht«, »Ghost – Nachricht von Sam«, »Eine Frage der Ehre«, »Ein unmoralisches Angebot«, »G.I. Jane«, »3 Engel für

Das Buch

Demi Moore bezauberte stets ein weltweites Publikum und rangierte neben Schauspielgrößen wie Julia Roberts und Sandra Bullock. Nach vermehrt negativer Presse über ihre Alkoholabhängigkeit und nach der skandalträchtigen Trennung von Ashton Kutcher wurde es zuletzt still um die erfolgreiche Schauspielerin. Mit knapp 50 Jahren steht sie privat und gesundheitlich vor dem Aus und fragt sich selbst: Wie bin ich da nur hingekommen? In ihrer Autobiografie geht Demi Moore ihrem Leben auf den Grund. Nachdenklich erzählt sie von ihrer Kindheit, ihren Ehen mit Bruce Willis und Ashton Kutcher und der schwierigen Beziehung zu ihrer Mutter. Sie berichtet offen und ehrlich von ihrem sexuellen Missbrauch, ihren steten Zweifeln und Unsicherheiten, ihrem jahrzehntelangen Kampf mit Sucht und um Gleichberechtigung in der Filmbranche. Eine starke und inspirierende Frauenbiografie über Missbrauch, persönliche Krisen und die Kunst des Überlebens.

DEMI MOORE

Inside Out

Mein Leben

Aus dem Amerikanischen von
Johanna Ott

GOLDMANN

*Für meine Mutter, meine Töchter
und deren Töchter.*

DAS GASTHAUS

Das menschliche Dasein ist ein Gasthaus.
Jeden Morgen ein neuer Gast.

Eine Freude, ein Leid, eine Gemeinheit –
eine flüchtige Erkenntnis kommt
als unverhoffte Besucherin.

Heiß' sie willkommen und nimm sie auf!
Selbst wenn es ein Haufen Sorgen ist,
der mit Gewalt
die Möbel aus deinem Hause fegt,
begegne jedem Gast mit Achtung.
Denn vielleicht schafft er Raum
für neues Glück.

Den düst'ren Gedanken, die Scham, die Bosheit –
Nimm sie an der Tür in Empfang,
lachend, und bitt' sie herein.

Sei dankbar für jeden, der kommt,
sie alle weisen dir den Weg,
als Gesandte einer anderen Welt.

*Rumi (nach der englischen Übersetzung
von Coleman Barks)*

INHALT

Vorwort 11

TEIL I: ÜBERLEBEN

Kapitel 1 17

Kapitel 2 35

Kapitel 3 53

Kapitel 4 67

Kapitel 5 81

Kapitel 6 89

Kapitel 7 97

TEIL II: TRIUMPH

Kapitel 8 111

Kapitel 9 123

Kapitel 10 139

Kapitel 11 151

Kapitel 12 165

Kapitel 13 185

Kapitel 14 197

Kapitel 15 215

TEIL III: KAPITULATION

Kapitel 16 231

Kapitel 17 245

Kapitel 18 257

Kapitel 19 269

Kapitel 20 283

Kapitel 21 293

Kapitel 22 307

Nachwort 319

Dank 323

VORWORT

W*ie konnte es nur so weit kommen?* Immer wieder ging mir diese Frage durch den Kopf.

Das Haus, in dem ich geheiratet hatte, an das wir hatten anbauen müssen, weil ich irgendwann mehr Kinder hatte als Zimmer, war leer, und ich war allein. Ich war fast fünfzig. Mein Ehemann – für mich die Liebe meines Lebens – hatte mich betrogen und dann beschlossen, dass er unserer Ehe auch keine zweite Chance mehr geben wollte. Meine Kinder redeten nicht mehr mit mir: keine Anrufe zum Geburtstag, keine Nachrichten zu Weihnachten. Nichts. Ihr Vater – ein Freund, auf den ich mich jahrelang hatte verlassen können – war nicht länger Teil meines Lebens. Die Karriere, die ich mir mühsam aufgebaut hatte, seitdem ich im Alter von sechzehn Jahren aus der Wohnung meiner Mutter ausgezogen war, lag auf Eis oder war vielleicht sogar einfach vorbei. Alles, woran ich hing – sogar meine Gesundheit –, hatte mich verlassen. Immer öfter überkamen mich wahnsinnige Kopfschmerzen, und ich verlor erschreckend schnell an Gewicht. Ich sah genauso aus, wie ich mich fühlte: ausgebrannt.

Das soll also mein Leben gewesen sein?, fragte ich mich. Wenn das alles ist, bin ich fertig damit. Ich weiß nicht, was ich hier noch soll.

Mechanisch tat ich, was immer auch getan werden musste – die Hunde füttern, ans Telefon gehen. Ein Freund hatte Geburtstag, und ein paar Leute kamen zu mir. Ich tat, was andere auch machten: Ich inhalierte Lachgas und, als es ein Joint bis zu mir auf die durchgesessene Couch in meinem Wohnzimmer schaffte, nahm ich auch noch einen Zug von dem synthetischen Pot (dessen Name passenderweise Diablo lautete).

Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass alles vor meinen Augen verschwamm und ich mich selbst von oben sah. Ich verließ meinen Körper, schwebte inmitten leuchtender Farben und hatte plötzlich den Eindruck, dass dies vielleicht meine Chance sei: Ich könnte den Schmerz und die Scham, die mich mein ganzes Leben lang begleitet hatten, hinter mir lassen. Die Kopfschmerzen, der Liebeskummer und das Gefühl, versagt zu haben – als Mutter, als Ehefrau und als Frau –, würden sich einfach in Luft auflösen.

Doch die Frage nagte an mir: *Wie konnte es nur so weit kommen?* Nach so viel Glück und Erfolg, die mir als Erwachsene beschieden waren. Nachdem ich meine gesamte Kindheit über auf der Flucht gewesen war, weil ich sie sonst nicht überlebt hätte. Nach einer Ehe, der anfangs ein Zauber innewohnte, mit jemandem, der mich dazu brachte, dass ich zum allerersten Mal in meinem Leben meine Maske fallen ließ. Nachdem ich *endlich* Frieden mit meinem Körper geschlossen hatte, aufgehört hatte, ihn auszuhungern und zu foltern und einen Krieg gegen ihn zu führen, in dem ich Essen als Waffe einsetzte. Und, was am allerwichtigsten ist, nachdem ich drei Töchter großgezogen und alles Erdenkli-

che getan hatte, um ihnen die Mutter zu sein, die ich selbst nie hatte. Sollten all diese Mühen umsonst gewesen sein?

Mit einem Schlag war ich wieder in meinem Körper, lag krampfend auf dem Boden und hörte, wie jemand »Ruft den Notarzt!« brüllte.

»Nein!«, schrie ich, denn ich wusste, was dann folgen würde: zuerst der Rettungswagen, dann die Paparazzi und schließlich die Meldung auf der Webseite *TMZ*: »Demi Moore auf Drogen ins Krankenhaus eingeliefert!« Und genau so kam es. Doch noch etwas passierte – etwas, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Nachdem ich ein Leben lang auf der Flucht gewesen war, beschloss ich, stillzusitzen und den Blick nach innen zu richten. Ich habe in fünfzig Jahren vieles ausprobiert, aber ich kann nicht sagen, dass ich wirklich viel *erlebt* habe, weil ich den Großteil der Zeit eigentlich gar nicht richtig da war. Ich hatte Angst, ich selbst zu sein, war überzeugt davon, dass ich das Gute in meinem Leben nicht verdiene, und war immer krampfhaft darum bemüht, das Schlechte in Ordnung zu bringen.

Wie es so weit kommen konnte? Dies ist meine Geschichte.

TEIL I

ÜBERLEBEN

KAPITEL 1

Es mag einem vielleicht seltsam erscheinen, doch ich habe die Zeit, die ich als Fünfjährige im Krankenhaus von Merced in Kalifornien verbrachte, als beinahe märchenhaft in Erinnerung. In meinem pinken Fleecenachthemd saß ich in meinem Bett und wartete auf meine täglichen Besucher – die Ärzte, die Schwestern und meine Eltern. Ich fühlte mich dort ausgesprochen wohl. Ich war bereits seit zwei Wochen da und fest entschlossen, die beste Patientin zu sein, die sie in diesem Krankenhaus je gesehen hatten. Dort, in dem hellen, sauberen Zimmer, hatte ich das Gefühl, dass alles unter Kontrolle war: Die Abläufe waren immer dieselben und wurden von richtigen Erwachsenen vorgegeben. (Zur damaligen Zeit herrschte in der Gegenwart von Ärzten und Krankenschwestern eine ehrfürchtige Atmosphäre: Sie wurden verehrt, und es war praktisch ein Privileg, wenn man sich unter ihnen aufhalten durfte.) Alles ergab einen Sinn: Ich fand es schön, dass ein bestimmtes Verhalten meinerseits vorhersehbare Reaktionen hervorrief.

Bei mir war das Nephrotische Syndrom festgestellt worden, ein lebensbedrohlicher Zustand, über den man nur sehr wenig wusste – und das, was man wusste, hatte man anhand von Studien herausgefunden, die

ausschließlich an Jungen durchgeführt worden waren. Im Grunde ist es eine Krankheit, bei der das Filtersystem nicht mehr richtig funktioniert. Ich erinnere mich noch gut daran, wie verängstigt ich war, als ich meiner Mutter meine angeschwollenen Genitalien zeigte und ihre Reaktion darauf sah: Die Panik stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie packte mich ins Auto und raste mit mir ins Krankenhaus, wo ich drei Monate lang bleiben sollte.

Meine Tante unterrichtete eine vierte Klasse und ließ die Kinder mit Tonpapier, Bunt- und Filzstiften Karten für mich basteln, auf denen sie mir gute Besserung wünschten. Meine Eltern brachten sie mir noch am selben Nachmittag. Ich fand die ganze Aufmerksamkeit, die mir zuteilwurde – noch dazu von älteren Kindern, die ich nicht einmal kannte –, sehr aufregend, doch als ich von den buntbemalten Karten aufsaß und in die Gesichter meiner Eltern blickte, spürte ich zum ersten Mal, wie viel Angst sie davor hatten, dass ich vielleicht nicht überleben könnte.

Ich griff nach der Hand meiner Mutter und versuchte sie zu beruhigen: »Alles wird gut, Mommy.«

Mit gerade einmal dreiundzwanzig Jahren war sie damals praktisch selbst noch ein Kind. Meine Mutter, Virginia King, war ein Teenager von gerade einmal fünfundvierzig Kilogramm, als sie, kurz nachdem sie die Highschool in Roswell, New Mexico, abgeschlossen hatte, mit mir schwanger wurde. Sie war im Grunde selbst noch ein kleines Mädchen. Nachdem sie neun schmerzhafteste Stunden in den Wehen gelegen hatte, wurde sie in letzter Sekunde – kurz bevor ich auf die

Welt kam – bewusstlos geschlagen. Für unsere Beziehung nicht gerade der ideale Start.

Ein Teil von ihr war nicht wirklich im Hier und Jetzt verhaftet, was ihr die Fähigkeit verlieh, unkonventionell zu denken. Sie kam zwar aus armen Verhältnissen, hatte aber nicht die entsprechende Mentalität – sie *dachte* nicht wie arme Leute. Sie wollte für uns nur das Beste vom Besten: Billigmarken wären ihr auf keinen Fall ins Haus gekommen – weder beim Müsli noch bei der Erdnussbutter oder beim Waschmittel. Sie war großzügig, herzlich und gastfreundlich. An unserem Tisch war immer noch ein Platz frei. Und sie strahlte eine lässige Selbstsicherheit aus – sie war definitiv keine Verfechterin irgendwelcher Regeln.

Mir war schon während meiner Kindheit bewusst, dass Ginny anders war – sie wirkte einfach nicht so wie andere Mütter. Ich sehe sie immer noch vor mir, wie sie uns zur Schule fährt, eine Zigarette in der einen Hand, während sie mit der anderen ihr Make-up auflegt, ohne auch nur einen Blick in den Spiegel werfen zu müssen. Sie hatte eine tolle Figur, war athletisch gebaut und hatte als Rettungsschwimmerin im Bottomless Lakes State Park in der Nähe von Roswell gearbeitet. Mit ihren strahlend blauen Augen, der blassen Haut und ihren dunklen Haaren war sie außerdem auffallend hübsch. Sie achtete pedantisch auf ihr Äußeres, egal in welcher Situation. Auf der alljährlichen Fahrt zu unserer Großmutter zwang sie meinen Vater, nach drei Viertel des Weges anzuhalten, weil sie sich Lockenwickler in die Haare drehen wollte, damit ihre Frisur bei unserer Ankunft in Roswell auch perfekt säße. (Meine Mutter war

auf eine Kosmetikschule gegangen, hatte aber letztendlich nie einen Beruf in dieser Richtung ergriffen.) Sie war keine Fashionqueen, doch sie hatte ein angeborenes Gespür dafür, einen Look zu kreieren. Außerdem hatte sie schon immer einen Hang zum Glamourösen – meinen Namen beispielsweise hatte sie von einem Beautyprodukt.

Sie und mein Vater waren ein unwiderstehliches Paar und sie wussten, wie man sich amüsiert; sie waren stets umgeben von anderen Pärchen. Mein Vater, Danny Guynes, war etwas weniger als ein Jahr älter als meine Mutter; in seinen Augen lag immer ein schelmisches Funkeln, sodass es schien, als hätte er ein Geheimnis, das man nur zu gerne erfahren hätte. Er hatte einen wunderschönen Mund mit strahlend weißen Zähnen, die sich von seiner olivfarbenen Haut absetzten: Er sah aus wie ein lateinamerikanischer Tiger Woods. Er war ein charmanter Lebenskünstler mit einem großartigen Sinn für Humor. Definitiv kein Langweiler. Einer der Kerle, die allen immer eine Nasenlänge voraus sind – immer ungestraft davonkommen. Als ziemlicher Macho lag er in permanentem Wettstreit mit seinem Zwillingsbruder, der größer und stärker war als er und zur Marine gegangen war; er hingegen war ausgemustert worden, weil er, genauso wie ich, schielte. Für mich war das etwas Besonderes, etwas, das uns verband: Es bedeutete, dass wir denselben Blick auf die Welt hatten.

Er und sein Zwillingsbruder waren die ältesten von neun Geschwistern. Seine Mutter stammte von Puerto Rico; sie kümmerte sich eine Zeit lang um mich, als ich ein Baby war, und starb, als ich zwei Jahre alt war.

Sein Vater war irisch-walisischer Abstammung, ein Koch bei der Air Force und schwerer Alkoholiker. Als ich ein Kleinkind war, lebte er bei uns, und ich weiß noch, dass meine Mutter mich nicht allein mit ihm im Bad lassen wollte. Irgendwann später war die Rede von sexuellem Missbrauch. Wie ich wuchs auch mein Vater in einem Zuhause voller Geheimnisse auf.

Danny machte seinen Abschluss an der Roswell High-school ein Jahr früher als Ginny, und als er nach Pennsylvania ans College ging, war sie verunsichert – erst recht, als sie herausfand, dass er eine »Mitbewohnerin« hatte. Und so tat sie, was sie ihre ganze Beziehung über tun sollte, sobald sie sich bedroht fühlte: Sie fing etwas mit einem anderen Typen an, um Danny eifersüchtig zu machen. Der Typ hieß Charlie Harmon und war ein gut gebauter Feuerwehrmann, dessen Familie gerade von Texas nach New Mexico gezogen war. Sie *heiratete* ihn sogar; ihr Bund sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, da die Romanze den gewünschten Effekt erzielte: Reumütig kam Danny zu ihr zurück. Sie ließ sich von Charlie scheiden, und im Februar 1962 heirateten meine Eltern. Ich kam neun Monate später zur Welt. Zumindest glaubte ich das.

Wenn der Name »Roswell« fällt, denken alle sofort an kleine grüne Männchen, aber bei mir zuhause waren UFOs kein Thema. In meiner frühen Kindheit war Roswell eine Militärstadt. Bis zu ihrer Schließung Ende der Sechzigerjahre befand sich hier die Walker Air Force Base mit der größten Landebahn der Vereinigten Staaten (die auch als Ersatzlandebahn für das Spaceshuttle

diente). Abgesehen davon gab es hier Pekannuss-Plantagen und Alfalfa-Felder, einen Laden für Feuerwerksartikel, einen Fleischereibetrieb und eine Levi's-Fabrik. Wir waren gut vernetzt in Roswell, ein Faden im Gewebe der Gemeinschaft. Unsere Familien waren sogar so eng miteinander verwoben, dass meine Cousine DeAnna gleichzeitig auch meine Tante ist. (Sie ist die Nichte meiner Mutter und heiratete den jüngsten Bruder meines Vaters.)

Meine Mutter hatte eine sehr viel jüngere Schwester, Charlene – wir nannten sie Choc –, die zum Cheerleaderteam der Highschool gehörte. Ginny übernahm die Rolle der Aufpasserin und stellte als solche allerlei an: Zum Beispiel schmuggelte sie die Truppe ins Autokino, indem sie den ganzen kichernden Haufen in ihrem Kofferraum versteckte. Ich war das Minimaskottchen des Teams und hatte das Gefühl, zu den großen Mädchen dazuzugehören – in ihre Streiche eingeweiht zu sein. Sie zogen mir die passende Cheerleaderuniform an, und Ginny frisierte mir die Haare. Bei Schulversammlungen war ich die große Überraschung: In meinem winzigen taubenblauen Outfit rannte ich hinaus auf das Spielfeld und brachte den »Cheer« zu einem Höhepunkt; und zwar mit jener unverkennbaren Figur, die sie mir beigebracht hatten: dem feierlichen Salto. Hier schnupperte ich zum ersten Mal Bühnenluft und ich genoss jede einzelne Sekunde. Besonders schön fand ich aber zu sehen, wie glücklich meine Mutter in diesen Momenten war.

Mein Vater war zu dieser Zeit in der Werbeabteilung für die *Roswell Daily Record* tätig. Morgens ließ er mei-

ner Mutter ein Päckchen Zigaretten und einen Dollar da, von dem sie sich für gewöhnlich eine große Flasche Pepsi im Laden an der Ecke kaufte; an der nuckelte sie dann den ganzen Tag herum. Mein Vater war ehrgeizig: Er arbeitete hart; dafür feierte er auch ausgelassen – manchmal vielleicht ein bisschen zu ausgelassen. Oft ging er mit meinen Onkeln auf Kneipentour, wobei sie zu der Sorte Trinker gehörten, die gerne mal in eine Schlägerei gerieten. (Man muss dabei natürlich immer im Hinterkopf behalten, dass sie noch nicht einmal zwanzig Jahre alt waren.) Es war nicht ungewöhnlich, dass mein Vater ziemlich ramponiert von einer solchen Sauftour nach Hause kam. Er schlägerte sich gern und er sah anderen gern dabei zu. Als ich klein war – eigentlich noch viel zu klein –, nahm mich mein Vater öfter zu den lokalen Boxkämpfen mit. Ich weiß noch, wie ich mit drei Jahren auf einem Stuhl stand und in den Ring spähte. »Welche Hosenfarbe soll ich anfeuern?«, fragte ich meinen Vater, während ich den beiden Männern dabei zusah, wie sie sich schlugen: So verbrachten wir unsere gemeinsame Zeit.

Meine Eltern hatten beide eine, wenn man so will, entspannte Auffassung von der Wahrheit, aber ich glaube, mein Vater *freute* sich tatsächlich, wenn er das Gefühl hatte, jemandem eins auswischen zu können. Wenn er eine Rechnung bezahlte, sagte er zum Beispiel zu dem Typen an der Kasse: »Kopf oder Zahl? Das Doppelte oder nichts.« Das war der Spieler in ihm, stets darauf bedacht, mit allem, was ging, durchzukommen. Ich konnte es damals nicht in Worte fassen, aber seine Leichtfertigkeit machte mir Angst. Ich war stets auf

der Hut, immer in Alarmbereitschaft für den Fall, dass jemand die Schnauze vollhaben könnte. Ich erinnere mich dunkel daran, wie eines Tages – ich war gerade einmal vier Jahre alt – ein Mann vor unserem Haus auftauchte und an unsere Tür klopfte: Ich weiß noch, dass sich die Angst spürbar im Haus ausbreitete und wie sehr mich das verstörte, weil ich nicht verstand, was los war und warum das alles passierte. Mit großer Wahrscheinlichkeit war es jedoch jemand, den mein Vater über den Tisch gezogen hatte. Oder aber er hatte mit der Frau dieses Typen geschlafen.

Ich war fast fünf Jahre alt, als mein Bruder Morgan auf die Welt kam; er weckte von Anfang an meinen Beschützerinstinkt. Ich war immer härter im Nehmen als er. Heute ist er ein Riesenkerl – über 1,90 Meter groß und bärenstark –, doch als Kind war er winzig und so hübsch, dass er von anderen immer für ein Mädchen gehalten wurde. Als Baby war er ziemlich eigen, und meine Mutter verwöhnte ihn nach Strich und Faden: »Gib dem Kleinen einfach, was er will!«, war ihre Leier. Ich habe immer noch vor Augen, wie mir meine Eltern auf einer langen Fahrt nach Toledo zu meiner Tante eine Flasche Bier nach hinten gaben, die ich meinem zweijährigen Bruder nach und nach verabreichte, als wäre es Milch. Dass er, bis wir ankamen, aufgehört hatte zu weinen, brauche ich wohl nicht extra zu erwähnen.

Ich will gar nicht behaupten, dass ich immer die beste aller Schwestern gewesen wäre: Immerhin gab ich Morgan den Spitznamen »Po-Loch«. (Außerdem quälte ich ihn besonders gern, indem ich ihn zu Boden

drückte, in meine Hand furzte und sie ihm dann unter die Nase hielt.) Trotzdem hatte ich schon früh das Gefühl, dass ich auf ihn aufpassen musste – um genau zu sein, auf uns beide, denn unsere Eltern konnte man nicht gerade als Helikoptereltern bezeichnen. Als Morgan drei oder vier Jahre alt war, hüpfte er einmal auf der Rücklehne der Couch herum und schaute aus dem Fenster. Ich weiß noch, dass ich zu meiner Mutter sagte: »Der fällt bestimmt runter und tut sich weh!«, was dann natürlich auch geschah. Ich versuchte ihn aufzufangen, war aber zu klein. Zwar federte ich seinen Sturz ab, konnte aber nicht verhindern, dass er sich am Couchtisch den Kopf aufschlug. Was folgte, war filmreif: Meine Mutter sprang auf und schrie: »Nicht bewegen!«, und wickelte seinen blutüberströmten Kopf in ein Handtuch, bevor wir mit ihm ins Krankenhaus rasten. Er hatte einen Schädelbruch und noch lange, nachdem man ihn genäht hatte, sah er aus wie Frankenstein's Monster.

Kurz nach seiner Geburt zogen wir von Roswell nach Kalifornien, der erste in einer Reihe von Umzügen, die unsere Kindheit prägen sollten. Meine Mutter fand heraus, dass mein Vater eine Affäre hatte, und so tat sie, was ihre Mutter ihr für solche Fälle beigebracht hatte: Wenn der Ehemann fremdgeht, entfernt man ihn vom »Problem«. Es kam den Frauen in meiner Familie nie in den Sinn, dass man das »Problem« mitnahm, wohin man auch ging, wenn man seinen betrügerischen Ehemann nicht zurückließ.

Für die meisten Menschen ist ein Umzug eine große Sache. All die Veränderungen; die Suche nach einer

neuen Wohnung; die Scherereien und der Stress, die damit einhergehen, wenn man sich ein neues Leben aufbauen, einen neuen Arzt, eine neue Reinigung und einen neuen Lebensmittelmarkt finden muss – gar nicht davon zu reden, wenn man Kinder an eine neue Schule gewöhnen und herausfinden muss, wie die Strecke des Schulbusses verläuft, und so weiter. Das würde bei anderen auf jeden Fall jede Menge an Vorbereitung und Planung erfordern.

Aber nicht bei uns. Mein Bruder und ich haben ausgerechnet, dass wir während unserer Kindheit jedes Jahr mindestens zwei neue Schulen besuchten; oft waren es sogar mehr. Viel später erst wurde mir bewusst, dass das nicht bei allen so war. Wenn man mir von Menschen erzählt, die seit dem Kindergarten dieselben Freunde haben, kann ich mir gar nicht vorstellen, wie das wohl ist.

Wir Kinder wurden nicht großartig auf die Umzüge vorbereitet. Am Anfang stand das wachsende Gefühl, dass da etwas im Busch war, dann wurde ein Plan geschmiedet und, bevor ich mich versah, ging es auch schon los, und wir saßen in einem der erdfarbenen Autos, die meine Eltern über die Jahre besaßen: dem rostfarbenen Maverick, dem braunen Pinto, dem beige Ford Falcon. (Sie alle waren brandneu, abgesehen vom geliebten hellblauen 1955er Chevy Bel Air meines Vaters.) Oft wurde es uns als Notwendigkeit verkauft: Mein Vater sei einfach so gut in dem, was er tat – und er war tatsächlich gut in dem, was er tat –, dass er bei einer anderen Zeitung in einer anderen Stadt gebraucht würde. Unsere Aufgabe sei es, ihn dabei zu

unterstützen. In diesen ersten Jahren waren Umzüge für uns keine große Sache oder mühselig. Sie waren einfach ein Teil unseres Lebens.

Als ich elf Jahre alt war, wurde ich wegen meiner Nieren noch einmal ins Krankenhaus eingeliefert – zufälligerweise, oder auch nicht, passierte das, nachdem mein Vater mal wieder eine Affäre gehabt hatte. Zu jener Zeit war mir natürlich nicht wirklich bewusst, dass mein Dad fremdging, doch kann ich nicht anders, als mich zu fragen, ob mein Körper durch meine Nierenerkrankung nicht auch zum Ausdruck bringen wollte, was bei uns zuhause los war. Natürlich löste das unsere Probleme nicht, aber zumindest für eine Weile lag so der Fokus wieder auf unserer Familie.

Ironischerweise verlief zu dieser Zeit eigentlich alles in ruhigen Bahnen: Ein paar Jahre zuvor waren wir zurück nach Roswell gezogen, und ich hatte das Gefühl gehabt, nach Hause zu kommen. Wir lebten in einem schönen Haus mit drei Zimmern; ich hatte mein eigenes Reich mit einem pinken Himmelbett und einer dazu passenden Bettdecke. Morgan teilte sich ein Zimmer mit Dads kleinem Bruder George. (George wohnte seit meinem fünften Lebensjahr bei uns – so rastlos meine Eltern auch gewesen sein mögen, zögerten sie doch keine Sekunde lang und nahmen George auf, nachdem meine Großmutter väterlicherseits gestorben war und er nicht wusste, wohin. Für mich war er wie ein großer Bruder.) Wir freundeten uns mit den vier Kindern von gegenüber an und gingen in beiden Häusern ein und aus, wie es uns beliebte – es war das erste Mal,

dass wir lange genug an einem Ort waren, um Freundschaften zu schließen, an die ich mich auch tatsächlich erinnern kann.

Ich war gerade auf dem Heimweg von der Schule, als sich eine seltsame Hitze in meinem Körper ausbreitete. Die Haut an meinem Bauch und an meinem Hintern begann zu spannen. Ich lief ins Badezimmer und zog die Hose runter, um nach meiner »Mumu« zu schauen, doch dieses Mal schwoll ich komplett an.

Im St. Mary's Catholic Hospital in Roswell war ich von Nonnen umgeben. Ich gewöhnte mich schnell an die altbekannten Abläufe: Sie mussten die Harnleistung überprüfen und zweimal am Tag Blut abnehmen – nachdem es die kleinen Plastikkanülen damals noch nicht gab, mussten sie mir jedes Mal aufs Neue eine Nadel in meine Adern stechen. Doch trotz all dem Gepikse war ich erleichtert, weil ich wusste, dass man sich um mich kümmerte.

Zufälligerweise musste Morgan zur selben Zeit wegen einer Hernie operiert werden, so steckten sie uns zusammen in ein Zimmer. Ich war die Expertin, was das Krankenhausleben anbelangte, und abgesehen davon war ich seine große Schwester; solange wir in diesem Zimmer waren, hatte also ich das Sagen. (Wenn es darum ging, was wir im Fernsehen anschauen sollten, kam es allerdings zum Streit, und nachdem sich das zu einer Zeit abspielte, als es noch keine Fernbedienung gab, mussten wir jedes Mal eine Schwester rufen, wenn wir auf einen anderen Sender umschalten wollten. Morgan war das egal – er war ja erst sechs Jahre alt –, aber ich befürchtete, meinen Status als weltbeste

Patientin einzubüßen. Dementsprechend war ich nicht traurig, als er entlassen wurde, sobald es ihm besser ging.)

Wieder zurück in der Schule musste ich nach wie vor regelmäßig eine Urinprobe abgeben, weshalb ich immer wieder aus dem Unterricht geholt und ins Direktorat gebracht wurde, weil sie sichergehen wollten, dass ich »eine Kleinigkeit aß«. Ich war von den Steroiden dermaßen aufgedunsen, dass mich ein Klassenkamerad fragte, ob ich Demis Schwester sei. Anders als im Krankenhaus hatte ich hier nicht mehr das Gefühl, etwas Besonderes zu sein: Ich schämte mich und fühlte mich ausgegrenzt. Ich wollte nicht, dass andere mich so sahen.

Aus diesem Grund war ich fast erleichtert, als unsere Eltern uns eröffneten, dass wir wieder einmal umziehen würden. Meine Mutter hatte, wie ich später herausfand, beim Wäschewaschen ein rotes Schamhaar in der Unterhose meines Vaters gefunden, und nachdem meine Eltern die Sache ausgefochten hatten, kamen sie zu dem unausweichlichen Schluss, dass es nur eine Lösung gab: nämlich umzuziehen. Es sollte weiter weggehen als bisher, ans andere Ende der Vereinigten Staaten: Canonsburg, Pennsylvania.

Dieses Mal war es eine große Sache. Meine Eltern setzten sich mit uns zusammen und besprachen alles im Voraus, was dem Ganzen umso mehr Bedeutung verlieh. Wir hatten sogar einen richtigen Umzugswagen. Ich erinnere mich, wie wir unsere Betten, die grüne Couch, die Keramikrebhühner meiner Mutter und den Couchtisch, an dem sich Morgan den Schädel

eingeschlagen hatte, einräumten. Nachdem alles verladen war, sah es ganz so aus, als ob nicht genug Platz für uns alle in der Fahrerkabine wäre. Meine Mutter schlug daher halb scherzend vor, ich solle mich doch auf der Beifahrerseite zwischen ihre Füße legen. Ich nahm das Angebot an. Es war witzig, dort unten zu liegen: Mit einer Decke und einem Kissen aus dem Flugzeug baute ich mir meine eigene kleine Höhle. Es war eine lange Fahrt, die noch länger wurde, als ein Schneesturm über uns hereinbrach, der so stark war, dass mein Vater anhalten musste, weil er die Straße nicht mehr erkennen konnte. Ich lag auf dem Boden bei der Heizung, wo es kuschelig warm war und ich mich sicher fühlte.

Canonsburg unterschied sich kulturell sehr von New Mexico und Kalifornien. Wir stammten aus einer Familie, die »y'all« sagte, wenn wir »ihr alle« meinten, und nicht »y'uns«, wie es in Canonsburg gang und gäbe war. (Bei meiner Mutter hörte man prinzipiell immer einen Akzent, egal, wo wir waren; Morgan kann sie hervorragend nachahmen, wie sie eine »big ole Coke and a b'rito« – »eine große, olle Cola und einen Burrito« – bestellt.) Mein Bruder, der im Gegensatz zu mir eher introvertiert war und oft gehänselt wurde, hatte es besonders schwer. Ich war härter im Nehmen, widerspenstiger. Mein Bewältigungsmechanismus ließ mich in jeder neuen Situation sofort wie eine Detektivin handeln: Wie läuft das hier? Was mögen die Leute? Wer sind eventuelle Verbündete? Wovor sollte ich Angst haben? Wer hat hier das Sagen? Und natürlich

die Frage aller Fragen: Wie passe ich dazu? Ich versuchte, den Code zu knacken, herauszufinden, was ich tun musste, um dazuzugehören, und mich dann dementsprechend zu verhalten. Diese Fähigkeiten sollten für mich später noch unerlässlich werden.

Wir zogen in eine Neubausiedlung in einer hügeligen Gegend mit einem Teich, auf dem wir im Winter Schlittschuh laufen konnten. Morgan lernte Fahrrad fahren. Ich war elf Jahre alt und turnte für mein Leben gern. Außerdem kam ich gerade in die Pubertät. Ich wünschte mir sehnlichst Brüste. Jeden Abend, wenn ich im Bett lag, betete ich, dass ich bald welche bekäme.

Ich war kein Kind mehr, doch meine Mutter bestand trotzdem darauf, dass wir einen Babysitter brauchten; sie traute mir nicht zu, allein auf Morgan aufzupassen. Das Mädchen, das sie als Babysitterin einstellte, war die ältere Schwester einer meiner Klassenkameradinnen – nennen wir sie Corey –, die zufälligerweise schon weiter entwickelt und reifer war als ich. Als Coreys Schwester kam, um auf uns aufzupassen, verzog ich mich schmollend und wollte nichts mit ihr zu tun haben. Am nächsten Morgen trieb Corey die Erniedrigung auf die Spitze, als sie dem gesamten Schulbus verkündete: »Ich schätze, dass Demi immer noch eine Babysitterin braucht.«

Ich spüre heute noch die heiße Welle der Demütigung durch meinen Körper wogen. Ich war wütend, dass meine Mutter mich in diese Situation gebracht, mich so in die Falle gelockt hatte. Ich erinnere mich, wie verwundbar ich mich fühlte – so verwundbar, dass ich dachte, ich müsse sterben.

Doch ich würde nicht zulassen, dass das meine Zeit an der Canonsburg Elementary School bestimmte. Ich brauchte keine Babysitterin. Was ich brauchte, war ein fester Freund.

Meine Wahl fiel auf den süßesten Jungen in der Klasse: blauäugig, mit zotteligen, blonden Haaren. Sein Name war Ryder. Kurze Zeit später drehte ich meine Siegesrunde und lief händchenhaltend mit ihm durch die Schule. Und für einen kurzen Moment war das auch ganz schön.

Während ich mit vorpubertärem Mädchenkram beschäftigt war, ging bei meinen Eltern alles den Bach runter. Ich werde wohl nie erfahren, was der Auslöser für ihre Krise in Canonsburg war; jedenfalls begann in diesem Frühling alles langsam zu bröckeln.

Eines Abends, als mein Vater in der Küche saß und zur Musik von James Taylor sein übliches Sixpack Bier trank, beschloss er, seine Waffe zu putzen. Ich weiß noch, wie er an diesem Abend aussah: Wenn er trank, schielte er noch stärker, und alles an ihm wirkte wie mit einem Guss überzogen. Er bemerkte nicht, dass noch eine Kugel im Patronenlager war. Als die Waffe losging, hinterließ sie ein Loch in der Wand und streifte seine Stirn. Überall war Blut. Nachdem die Schweineerei beseitigt war, tat meine Mutter alles mit einem Lachen ab, obwohl ich mir sicher bin, dass sie innerlich zutiefst entsetzt war. Wie sich jemand in einem Haus, in dem Kinder leben, zulaufen lassen und dann in diesem Zustand eine geladene Waffe zur Hand nehmen kann, übersteigt meinen Verstand.

An einem anderen Abend in diesem Frühling wurde ich von tumultartigen Geräuschen und verzweifelten Stimmen geweckt. Ich stolperte in das Zimmer meiner Eltern und sah, wie meine Mutter weinend um sich schlug, während mein Vater mit aller Kraft versuchte, sie niederzudrücken. Neben dem Bett lag eine Dose mit gelben Pillen. »Hilf mir!«, schrie er, als er mich im Türrahmen stehen sah. Wie in Trance ging ich auf die beiden zu. Ich wusste nicht – und begriff unterbewusst doch sofort –, was los war: Meine Mutter versuchte, sich umzubringen.

Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, wie ich die Pillen, die meine Mutter versucht hatte zu schlucken, mit meinen Fingern, meinen kleinen Kinderfingern, aus dem Mund meiner Mutter holte, während mein Vater ihn aufhielt und mir sagte, was ich tun sollte. In diesem Moment fand tief in mir eine Veränderung statt, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Meine Kindheit war vorbei. Jegliches Vertrauen darauf, dass ich mich auf meine Eltern verlassen konnte, löste sich in Luft auf. In diesem Augenblick, als ich die Finger in den Mund meiner selbstmordgefährdeten Mutter steckte, die wie ein wildes Tier um sich schlug, und die Stimme meines Vaters hörte, der mir Anweisungen zubrüllte, wurde ich von jemandem, für den sie zumindest zu sorgen *versuchten*, zu jemandem, von dem sie erwarteten, dass er ihnen half, ihr Chaos zu beseitigen.

KAPITEL 2

Anfang der Siebzigerjahre tat meine Mutter, was in dieser Zeit immer mehr Leute taten: Sie machte eine Therapie. Sie wollte sich Hilfe holen und wieder gesund werden. Sie wollte zu sich selbst finden! Der Geist der Frauenbewegung durchzog die damalige Gesellschaft, und meine Mutter freundete sich mit einer Feministin aus der Nachbarschaft an, die ihr vermutlich so manchen Gedanken und so manches Schlagwort der Frauenemanzipation näherbrachte. In ihrem fragilen Zustand war meine Mutter jedoch leicht zu beeindrucken: Nachdem sie *Der Exorzist* gesehen hatte, interessierte sie sich beispielsweise eine Zeit lang für die Charismatische Bewegung. Während dieser Phase besuchte sie zusammen mit mir sogar deren Messen in einer katholischen Kirche, bei denen Menschen in Daschikis zu George Harrison tanzten.

Sie wollte herausfinden, wer sie war. Manchmal hörte ich »zufällig«, wie sie sich in der Küche mit unserer Nachbarin unterhielt und ihr von ihrem tagtäglichen Kampf berichtete. (Meine Eltern machten sich immer über meine unglaubliche Neugier lustig und meinten, dass ich eben »keinen Furz verpassen« wolle. Rückblickend muss ich aber sagen, dass es wohl eher darum ging, Ausschau nach eventuellem Chaos zu hal-

ten. Immerhin hatte meine Mutter versucht, sich umzubringen: Da musste ich doch wachsam sein.) Meistens beklagte sie sich über meinen Vater, der sie nicht zu schätzen wusste, und über ihre entbehrungsreiche Kindheit. Ihre Familie war so arm, dass sie zu Weihnachten einmal ihre eigene Puppe geschenkt bekam, der man einfach nur neue Kleider angezogen hatte. Für sie verkörperte diese Puppe alles, woran es ihr in ihrer Kindheit gefehlt hatte – an Geld, an Fürsorge und an Aufmerksamkeit, nach der sie sich auch später noch sehnte. Ich habe diese Geschichte nur allzu oft gehört.

Ich spürte, dass sich die Dynamik in unserem Haus leicht verändert hatte: Jahrelang hatte meine Mutter mit der Untreue meines Vaters gelebt und war sowohl finanziell als auch emotional von ihm abhängig gewesen. So traurig es auch ist – mit ihrem Selbstmordversuch gewann sie ein Stück Kontrolle zurück: Denn damit hatte sie meinem Vater gezeigt, dass sie durchaus in der Lage sein könnte, ihn endgültig zu verlassen. Unglücklicherweise hatte sie damit auch uns Kindern gezeigt, dass sie in der Lage war, uns zu verlassen.

Meine Mutter wiederholte die alten Verhaltensmuster, die sich durch ihre ganze Familiengeschichte zogen. Ihre ersten Erfahrungen mit männlicher Zuneigung machte sie mit einem Mann, der genauso charismatisch war wie mein Vater und auch ebenso gern flirtete und Unruhe stiftete. Bill King, mein Großvater mütterlicherseits, hielt nicht viel von meinem Vater, als meine Mutter mit ihm zusammenkam, obwohl die beiden Männer sich sehr ähnlich waren. Mein Opa war ein charmanter Frauenheld und Regelbrecher, der Kontra-

bass in einer Countryband spielte. Er war ziemlich hart im Nehmen: Als er einmal Zahnschmerzen hatte und ihnen das Geld für den Zahnarzt fehlte, ging er ins Bad und schnitt sich den Zahn kurzerhand selbst mit einer Rasierklinge heraus. Letzten Endes starb mein Opa einen spektakulären Tod, der seinem stürmischen Leben alle Ehre machte: Als er eines Abends auf Sauf-tour war, fuhr er seinen geliebten blauen El Camino in – und unter – einen fahrenden Lastwagen und wurde geköpft.

Ich war gerade einmal zehn Jahre alt, als er starb. Ich behalte ihn als einen gutaussehenden, rauen Silberfuchs in Erinnerung, mit starken, vom Motoröl fleckigen Händen. Ihm gehörte eine kleine Tankstelle, wo meine Cousins und Cousinen und ich gern spielten. Als meine Mutter noch klein war, war er jedoch lange Zeit arbeitslos, nachdem er sich als Teil einer Tourneecrew bei den Aufbauarbeiten das Kreuz gebrochen hatte. Es fiel deshalb meiner Großmutter zu, die Familie zu ernähren, die zu der Zeit aus ihr, ihrem Mann und ihren drei Töchtern – meiner Mutter und ihren zwei Schwestern Billie und Carolyn – bestand. Das war das genaue Gegenteil von dem Leben, das sich meine Großmutter Marie immer erhofft hatte. Sie hatte davon geträumt, aufs College zu gehen. Aufgewachsen an der Grenze zwischen Texas und New Mexico, war sie die Erste in ihrer strenggläubigen Familie mit einem Highschool-Abschluss. Letztendlich wurde aus Marie eine junge Ehefrau und Mutter, die Vollzeit arbeiten musste, um ihre Familie über Wasser zu halten. Und damit war sie völlig überfordert.

Meine Mutter erklärte sich die Unnahbarkeit meiner Großmutter damit, dass sie, Ginny, nicht liebenswert sei. Sie war ein dünnes, kränkliches Kind und sie kam nie über das Gefühl hinweg, vernachlässigt zu werden – immer fehlte das Geld, nie wurde sie richtig geliebt, sie war nichts weiter als ein Anhängsel. Es kam ihr gar nicht erst in den Sinn, dass meiner Großmutter vielleicht schlichtweg die Kapazitäten fehlten, sie so zu umsorgen, wie sie es vielleicht gern getan hätte. Ginny war nicht fähig, sich in die Lage meiner Großmutter zu versetzen und sich vorzustellen, wie es wohl für *sie* gewesen sein musste, als junge Frau an der Seite eines untreuen Ehemanns zu leben, für den sie ihre Träume aufgegeben hatte; ihre Familie ernähren zu müssen, ohne irgendeine Art von Ausbildung vorweisen zu können – und sich darüber hinaus um drei kleine Kinder kümmern zu müssen.

Meine Oma Marie war bei weitem die Verlässlichste aller Erwachsenen in meinem Leben. Sie wuchs in den 1930ern auf einer Hirsefarm in Elida im Bundesstaat New Mexico auf und hatte die pragmatische Tun-was-ge-tan-werden-muss-Einstellung einer Bäuerin. Sie war zuverlässig, konsequent und vertrauenswürdig. Doch trotz all ihrer guten Eigenschaften brachte sie meiner Mutter einige seltsame Bewältigungsmechanismen bei – die diese wiederum an mich weitergab. Jedes Mal wenn mein Großvater fremdging, gelang es ihm, Grandma Marie davon zu überzeugen, dass die *Frauen* das eigentliche Problem seien. Als er wieder einmal eine Affäre hatte, redete er ihr ein, dass sie wegziehen müssten, um von seiner Verfolgerin loszukommen, und

